

gleichstexten verknüpft werden. Weder die zeitliche Einordnung noch der literarische, historische, kulturelle oder theologische Kontext der Vergleichstexte wird thematisiert. Der Benutzer ist – wie bei „Strack-Billerbeck“ – auf eigene Vorkenntnisse angewiesen. Das Lösegeldwort Jesu wird in Verbindung gebracht mit der Ansicht der Qumran „sectarians“, dass ihr gemeinschaftliches Leben eine versöhnende Kraft im Hinblick auf die Sünden und Übertretungen des Menschen habe, was über das Halten der Gebote Gottes und einer demütigen Einstellung möglich werde (Hinweis auf IQS 3,8; 9,3–6, ohne nähere Erläuterung). Das Verständnis von Versöhnung in der Jesus-Bewegung ist einerseits „quite distinct“ (was nicht weiter entfaltet wird), andererseits „parallel“ zum Verständnis der „effectiveness“ von Frömmigkeit, Demut, und Dienst in jüdischen Texten (320–321).

Manchmal werden historische Fragen erörtert. Im „comment“ zu Mk 14,53–72 (Jesu Verhör vor dem Hohen Rat) wird die Rekonstruktion von R. E. Brown ausführlich behandelt (488–490; der Titel *The Death of the Messiah* fehlt in der Bibliographie zum Abschnitt auf S. 486–487; man findet ihn auf S. 475 bei der Geithesmane-Perikope); die einschlägigen Studien von J. Blinzler und A. Strobel bleiben unerwähnt; auch die von letzterem zum Prozessverfahren vor dem Sanhedrin behandelten Texte (z. B. mSanh 4:1; 7:1–10) werden weder abgedruckt noch erwähnt. Das apokryphische Statement, „modern archaeology“ habe die Meinung diskreditiert, die Grabeskirche in Jerusalem markiere historisch zuverlässig den Ort des Grabes Jesu (523), ist faktisch falsch. In dem Sammelband *Jesus and Archaeology* (Grand Rapids 2006) hält der Herausgeber J. H. Charlesworth gerade dies für möglich (mit Verweis auf Arbeiten des jüdischen Archäologen Dan Bahat). Eine Schlussbibliographie und Verwendung der gängigen Abkürzungen für die biblischen Bücher und die antiken Texte, sowie für Zeitschriften und Publikationserien, hätte nicht nur Platz gespart, sondern die Lektüre des Textes und der Bibliographien vereinfacht.

In jedem Kommentar findet man Einzelheiten, in denen man den Schwerpunkt oder die exegetische Entscheidung anders setzt. Da NTGJC mehr Handbuch als Kommentar sein will, wären detailliertere Informationen zu den zitierten Texten und ihrem spezifischen Kontext und ihrer eigenen historischen, kulturellen, oder theologischen Aussage wünschenswerter. Für die Arbeit an Evangelientexten ist NTGJC eine gute Hilfe, die relevantere Texte als „Strack-Billerbeck“ bietet, ohne diesen völlig zu ersetzen.

*Eckhard J. Schnabel*

**2. Einleitungswissenschaft**

Grinda Baites: *Hebräisches Evangelium und synoptische Überlieferung. Untersuchungen zum hebräischen Hintergrund der Evangelien*. WUNT 183/2. Tübingen: Mohr Siebeck, 2011. kart., XVIII, 711 S., 99,-

150953

Ziel der Dissertation, die von der Fakultät für Humanwissenschaften und Theologie der Technischen Universität Dortmund mit dem Prädikat *summa cum laude* bewertet wurde, ist „nach dem Wert und Nutzen hebräischer Sprache und Literatur für die Arbeit am synoptischen Problem zu fragen“ (387). Baites befragt dabei im synoptischen Vergleich den griechischen Text der Evangelien, „welche der vorliegenden Überlieferungen sich plausible in den historischen Kontext jüdischen Glaubens und Lebens sowie in den linguistischen Kontext hebräischer Literatur und Sprache einordnen lässt“ (387).

Nach Baites haben u. a. die „weitgehend akzeptierte Hypothese der Markuskusprimat“ und die durch Abraham Geiger angestoßene Beurteilung des Hebräisch als einer türen Kunstsprache die Annahme eines hebräischen Evangeliums unwahrscheinlich gemacht (II), doch gelte es heute „als erwiesen, dass in der Welt des ersten Jahrhunderts das Hebräische weder literarische Kunstsprache noch exklusive Gelehrtensprache war, sondern neben dem Aramäischen und dem Griechischen zu den lebendigen gesprochenen Sprachen Palästinas gehörte“ (3). Anhand von ausführlichem Quellenmaterial wie z. B. den Qumran-Schriften, Josephus, Philo, neuereuntentlichen Texten und der rabbinischen Überlieferung wird diese These untermauert (vgl. bes. 85–151).

Aufgebaut ist die umfangreiche Dissertation wie folgt: Zuerst geht es im Kapitel I („Veränderte Rahmenbedingungen für die Frage nach dem Hebräischen Evangelium“, 5–165) um die „neue Offenheit“ in Bezug auf die synoptische (5–14) und die linguistische Frage (14–44), wobei Baites beim zweiten Punkt auf eine Reihe von Forschern aus der Zeit von ca. 1800 bis heute eingeht. Anschließend fasst er die Arbeit von Forschern zum hebräischen Hintergrund der Evangelien von Franz Delitzsch bis James R. Edwards zusammen (44–68) und zieht daraus methodische Folgerungen (68–70), bevor er auf Forschungen zur Mehrsprachigkeit und Sprachkontakt (70–85) und auf die Verbreitung des Hebräischen und des Aramäischen zur Zeit des Zweiten Tempels (85–151) eingeht. Gerade der letzte Punkt stellt einen Kern der Arbeit dar. In Kapitel 2 behandelt der Autor das Thema „Hebräische Sprache und synoptische Frage“ (166–235), wobei es um einen historischen Forschungszusammenhang mit den entsprechenden methodischen Konsequenzen geht. In den Kapiteln 3, 4, 5 und 6 wird die angelegentlichste Methode auf folgende vier Perikopen angewendet: „Das Auftreten Johannes des Täufers“ (236–345), „Die Bekehrung-Kornverse“ (346–402), „Ein Gleichnis von Schuld und Vergebung“ (403–486) und „Vorbereitung zum Passafest“ (487–586). Kapitel 7 fasst zusammen und gibt einen Ausblick (587–600).

Da es an dieser Stelle nicht möglich ist, auf alle behandelten Themen im Einzelnen einzugehen, und da der Autor in allen vier Einzeluntersuchungen insgesamt zum gleichen Ergebnis kommt, soll im Folgenden am Beispiel der Täufer-Perikope die Arbeitsweise und das Ergebnis kurz vorgestellt werden.

Baltes weist in Bezug auf die Täufer-Perikope (Mt 3,1-6 par.) z. B. darauf hin, dass „nur die bei Matthäus [Anm.: auflaufende Formulierung βαπτισμα εις νεκρωτων (βαπτισμα βαπτισμα) ist, während für βαπτισμα νεκρωτων (βαπτισμα βαπτισμα) Sprachhintergrund plausibel“ ist, „während für βαπτισμα νεκρωτων oder βαπτισμα νεκρωτων [Taufe der Toten/Umkehr] im hebräischen Sprachgebrauch nicht nur ein Äquivalent fehlt, sondern im Gegenteil diese Formel sogar missverständlich wäre“ (268). Bei letzterer Formulierung müsste es demnach klingen, „als ob die Umkehr selbst einem Taufbad unterzogen wird, nicht die umkehrnde Person. Wo hingegen im jüdischen Kontext ein Zweck des Taufbades genannt wird, wird dieser stets mit  $\tau$  angeschlossen. In Verbindung mit einem Verb bezeichnet dies einen besonderen Zweck des Untertauchens, in Verbindung mit einem Substantiv fast immer eine nachfolgende Handlung, auf die man sich durch das Taufbad vorbereitet“ (269).

Aus der Untersuchung solcher und weiterer Beispiele folgert Baltes in Bezug auf die Täufer-Perikope: „Während alle drei synoptischen Evangelien auf eine gemeinsame Vorlage zurückzuführen scheinen, die zwar hebräisch geprägt war, aber möglicherweise allen bereits in griechischer Sprache vorlag, ist außerdem noch ein sekundärer Einfluss mancher Mk-Passagen auf die Endform des Mt zu beobachten. Diese Passagen sind gekennzeichnet durch eine sehr enge wörtliche Übereinstimmung mit Mk, während Mt ansonsten in der Täuferperikope sehr selbständig formuliert“ (338). Die „Annahme einer reinen Markuspriorität“ könne „den Befund der vorliegenden Perikope, insbesondere die komplexe Genese der Kompositionszitate, nicht hinreichend erklären. Die deuteronmarkinische Hypothese kann den Befund, insbesondere im Blick auf die Schriftzitate, ebenfalls nicht hinreichend erklären“ (343) und „eine Überlappung von Mk und Q ist dann plausibel, wenn zugleich für beide eine noch frühere gemeinsame Quelle oder aber eine direkte Kenntnis von Q für Mk vorausgesetzt wird ... Damit jedoch wandelt sich das Wesen von Q beträchtlich: es handelt sich dann nicht mehr um eine reine Redensammlung, die von Mt und Lk neben Mk genutzt wurde, sondern um eine narrative Quelle, die mit den Auftritten des Täufers beginnt, und aus der sich die Darstellungen aller drei synoptischen Evangelien speisen“ (343). Nach Baltes muss „solche vorsynoptische Überlieferung ... aber allen drei Synoptikern bereits in griechischer Form vorliegen haben“ (343). Die Tatsache, „dass diese Überlieferungseinheit in Aufsiss und Striktur dem Mt am nächsten steht, auch wenn der Wortlaut bei den beiden Seitenreferenzen zuweilen besser erhalten ist“, lege für die „vorsynoptische Quelle“ eine Bezeichnung als „protomathäisch“ nahe (345).

Das „Phänomen der markinischen Konflation“, also die „Verschmelzung“ von Matthäus- und Lukastexten im Markusevangelium, ist nach Baltes „weder durch

die Annahme eines Deuteromarkus noch durch die Annahme einer Überlappung von Mk und Q plausibel zu erklären, sondern einzig durch eine direkte Abhängigkeit des Mk von Mt und Lk, oder möglicherweise auch, wie neuere Ansätze annehmen, von je einer protomathäischen und einer protolukanischen Variante der gemeinsamen vorsynoptischen Überlieferung“ (591). Für die letztgenannte Annahme spreche „vor allem der Befund, dass auch bei Mk zuweilen ein Wortlaut erhalten zu sein scheint, der dem hebräischen Sprachgebrauch und dem jüdischen Kontext näher steht als die Formulierung seiner Seitenreferenzen“ (S. 591-592).

Das Studium der sehr umfangreichen Dissertation von Baltes bringt großen Gewinn mit sich. Die Arbeit vermittelt viel Hintergrundwissen (nicht nur) zu den neutestamentlichen Evangelien, stellt aber auch manche Theorie zur Entstehung der synoptischen Evangelien infrage oder relativiert sie zumindest.

Andererseits sollte meines Erachtens u. a. stärker die Möglichkeit beachtet werden, dass auch z. B. Texte, die weniger „hebräisch“ oder „jüdisch“ sind, zumindest inhaltlich, wenn vielleicht auch nicht in dem genauen Wortlaut ursprünglich sein können. Auch muss derjenige, der in seiner Formulierung der hebräischen Sprache nicht ganz so nahe steht, dem anderen gegenüber nicht unbedingt sekundär sein, wenn man nicht die redaktionelle „Abhängigkeit“ so stark ins Zentrum stellt, wie es Baltes manchmal zu tun scheint. Denn es handelt sich ja wohl nicht um eine ursprüngliche Wort- für Wort-Aufzeichnung, die dann unabhängig von einer Augenzugenschaft abgeschrieben und mit redaktionellen Überarbeitungen versehen wurde. Wenn z. B. die These von Baltes in Bezug auf das „Phänomen der markinischen Konflation“ stimmen sollte, dann würde das bedeuten, dass Matthäus und Lukas an den Stellen, an denen Markus eine „Verschmelzung“ der ihnen zugrunde liegenden Texte vorgenommen hätte, sorgfältig jeweils ihre Kopie textgenau abgeschrieben hätten, andererseits aber ihren Text in Anlehnung an das Markusevangelium ergänzt und wiederum eigene Hinzufügungen vorgenommen hätten. Ein solches Vorgehen ist unwahrscheinlich. Richtiger sieht Baltes, dass das angesprochene Phänomen die klassische Zweiquellentheorie stark infrage stellt. Die insgesamt recht ausführlichen Forschungsbeiträge in dem Werk könnten wohl kürzer gefasst werden. Das schmälert die Bedeutung der Studie aber keineswegs.

Jacob Thiessen